

Neue Notizen

aus dem

Gebiete der Natur- und Heilkunde,

geformt und eingetribt

von dem Ober-Waldschreiber Franz zu Weimar, und dem Wäldschreiber aus Dresden Franz zu Berlin.

N^o. 487.

(Nr. 3. des XXIII. Bandes.)

Juli 1842.

Gebruckt im Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar. Preis eines ganzen Bandes, von 24 Bogen, 2 Thlr. oder 3 Fl. 80 Kr., des einzelnen Stückes 3 gGr. Die Tafel schwarze Abbildungen 3 gGr. Die Tafel colorirte Abbildungen 6 gGr.

Naturkunde.

Ueber die Entstehung, die Entwicklungsweise und das Vergehen der Blutkugeln.

Von Herrn X. Donné.

Man findet im Blute drei Arten von Partikeln: 1) die rothen oder Blutkugeln im engeren Sinne; 2) die weissen erst in der neuesten Zeit gehörig studirten Kugeln; 3) die Erythrocyten.

Die rothen Kugeln sind in allen Arten von Blut abgeplattet; bei den Säugethieren kreisrund, bei den Vögeln, Reptilien und Fischen elliptisch.

Nur die elliptischen Kugeln bieten in ihrem Innern eine feste Substanz dar; in den runden läßt sich das Vorhandenseyn eines Kerns in der Mitte nicht nachweisen.

Durch die Berührung mit Wasser werden alle Blutkugeln in kleine sphärische Körper verwandelt, und diesem, den früheren Beobachtern unbekanntem Grunde ist die von manchen der Letztern gehegte Ansicht zuzuschreiben, daß die Blutkugeln der Säugethiere eine sphärische Gestalt besitzen, und daß die der Vögel, zu der Zeit ihrer Entstehung im Embryo, ebenfalls sphärisch seyen. Diese Gestalt ist nur secundär und ward durch die Einwirkung des Wassers herbeigeführt, dessen man sich zur Verdünnung des Blutes oder zum Präpariren des Embryo im Eie bediente.

Die ächten Blutkugeln der Säugethiere, d. h., die kreisrunden, lösen sich in Essigsäure auf, ohne einen Rückstand übrig zu lassen.

Die ächten Blutkugeln der Vögel, Fische und Reptilien sind in Essigsäure nur theilweise auflöslich; die innere Substanz oder der Kern widersteht der Einwirkung dieses Agens.

Alle Blutkugeln, zu welcher Form oder Classe sie auch gehören mögen, sind in Ammonium auflöslich und in Salpetersäure unauflöslich.

Nur, die eigentlichen oder rothen Blutkugeln scheinen aus einer plattgedrückten Blase zu bestehen, welche bei
No. 1587.

den elliptischen Kugeln einen festen Kern und bei den runden eine Flüssigkeit enthält.

Die Anomalie, welche man rücksichtlich der Blutkugeln der Kameelfamilie nachgewiesen hat, bezieht sich lediglich auf die äußere Gestalt und keineswegs auf die innere Structur. Diese ist genau so beschaffen, wie bei den Blutkugeln der übrigen Säugethiere.

Die weissen Kugeln sind farblos, sphärisch, am Umkreise ein wenig gefaunf und wie gekörnt; sie sind in dem Blute aller Thiere vorhanden, und man kann sie mit dem Blute im Innern der Gefäße circuliren sehen. Sie existiren in weit größerer Anzahl, als man früher glaubte; durch Wasser werden sie zertheilt, durch Ammonium aufgelöst, durch Essigsäure zusammengezogen. Sie scheinen aus einem Körcchen zu bestehen, das in seinem Innern drei bis vier feste Körncchen enthält.

Die Globuline-Körpchen sind kleine, nicht über $\frac{1}{100}$ Millimeter im Durchmesser haltende Körncchen, die in jeder Beziehung den Globuline-Kugeln des Erythrocyten ähneln.

Bisher wußte man über die Entstehung, die Entwicklungsart und das Vergehen der Blutkugeln nichts. Aus meinen Untersuchungen hierüber ergibt sich nun Folgendes:

Die Blutkugeln sind nicht durchaus einander gleich und befinden sich nicht sämmtlich auf derselben Entwicklungsstufe. Sie widersprechen nicht alle in einerlei Weise der Einwirkung der Germschen Agentien, und aus der Verschiedenheit ihrer Eigenschaften läßt sich erkennen, daß sie in verschiedenen Stadien der Entwicklung stehen.

Die Globuline-Kugeln rühren aus dem befindlich in das Blut einströmenden Erythrocyten her; sie zerren zu drei und drei oder vier und vier zusammen und umhüllen sich, indem sie mit dem Blute circuliren, mit einer Eiweißschicht, so daß sie dann zu weissen Kugeln werden.

Eind die weissen Kugeln einmal gebildet, so verändern sie allmähig ihre Gestalt; sie platten sich ab, färben sich, und die innere gekörnte Substanz wird homogen und löst

sich auf. Endlich verwandeln sie sich in Lacte oder rothe Blutkugeln.

Die rothen Blutkugeln haben ihr Dasein ebenfalls nur eine vorübergehende Existenz. Sie lösen sich nach gewisser Zeit im Blute auf und bilden auf diese Weise die eigentliche Flüssigkeit desselben.

Gewisse Substanzen besitzen die Fähigkeit, sich durch directe Vermischung mit dem Blute unmittelbar in Blutkugeln zu verwandeln.

An der Milch, welche, ihrer organischen Constitution, ihren Hauptbestandtheilen und ihren physiologischen Eigenschaften zufolge, die größte Aehnlichkeit mit dem Blute hat, läßt sich diese Umbildung ganz besonders gut nachweisen.

Die Einspritzung eines gewissen verhältnismäßigen Quantums von Milch in die Venen der Thiere hat in der That durchaus keine vererbliche Wirkung, und die Beschaffenheit der Kugeln dieser Flüssigkeit gefattet, dieselbe überall zu verfolgen und zu erkennen.

Man lehrt die unmittelbare Beobachtung, daß diese in die Gefäße eingespritzten Kugeln sich direct in Blutkugeln verwandeln, und zwar vermöge derselben mechanischen Umbildungen, durch welche die Globuline-Körperchen des Chylus in den Zustand von weißen Kugeln und dann in den von rothen Kugeln übergehen.

Der Milch scheint insbesondere die Function abzuliegen, diese Verwandlung zu bewirken; wenigstens findet man in diesem Organe die weißen Kugeln auf allen Stufen der Entwicklung.

Untersucht man die Circulation in den gefäßreichsten Organen, so erkennt man in feinerster Weise, daß die Blutkugeln aus ihren Gefäßen treten, um sich mit den Organen oder den organischen Stoffen zu verbinden; allein der flüssige Theil des Blutes schwingt durch die Gefäßwandungen und ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, die wesentlich organischere Flüssigkeit.

Endlich gedeihen und entwickeln sich die mit andern Substanzen als Milch ernährten jungen Thiere weit weniger gut, als die, welche die Milch ihrer Mütter genießen, und der Einfluß unpassender Nahrungsmittel kann sich bis auf eine deutlich bemerkbare fehlerhafte Veränderung der Gesundheit und sonstigen Verschärftheit der Blutkugeln erstrecken. (Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'Académie des Sciences. Tome XIV., No. 10, 7. Mars 1842.)

Ueber das Gewebe der Milch.

Von Herrn Rourens.

Herr Rourens legte der Pariser Academie der Wissenschaften am 18. April dieses Jahres mehrere Abbildungen vor, welche mikroskopische Ansichten von dem Gewebe der Milch darstellten und nach den Präparaten des Herrn Bourgeois gezeichnet waren. Sie gehören zu einem Werke, welches der Verfasser der Academie nächsten vorgelegt gebeknt, dessen Hauptergebnisse er jedoch vorläufig in Nachstehendem darlegte.

1) Die Milch besteht aus zwei verschiedenen Apparaten, von denen der eine bläschenförmig, der andere drüsenförmig ist, die durch winzige Organe (organules) voneinander getrennt sind (scindées), und die einander durch die ganze Milch begleiten, indem stets ein Theilchen des einen Apparats neben einem solchen des andern liegt. Denkt man sich das ganze Organ in sechs gleich große Portionen getheilt, so würde der bläschenförmige Apparat etwa drei, der drüsenförmige etwa zwei und die Gefäße etwa eine dieser Portionen umfassen.

2) Wenn nun aber auch der bläschenförmige Apparat ein größeres Volumen einnimmt, so ist dagegen der andere compact, so daß das absolute Gewicht, oder die organische Masse beider ziemlich dieselbe seyn möchte.

3) Die beiden Apparate, der drüsenförmige und bläschenförmige, gleichen einander insofern, als beide aus einer Kette ohne Ende von einfachen Bildungsgliedern bestehen, welche durch die ganze Ausdehnung des Organs miteinander zusammenhängen.

4) Der bläschenförmige Apparat oder die ganze Kette der miteinander zusammenhängenden und durch Oeffnungen miteinander communicirenden Bläschen umschließt, außer den Milchröhren, welche den rosenkranzförmig geordneten Bläschen zugetheilt werden können, winzige Drüsen und das System von Nerven und Haargefäßen. Er erscheint, so zu sagen, wie ein großer taufentbläschriger Beutel oder eigentlich als ein langer Canal, der fortwährend im Zickzack gebogen und zur Erweiterung der Oberflächen mittelst Einschnürungen in unzählige kleine Höhlungen getheilt ist. Nach der Textur der Bläschen und der Beschaffenheit der darin enthaltenen Flüssigkeit, hat man sie als einen Apparat zu betrachten, in welchem das Blut verarbeitet wird.

5) Der drüsenförmige Apparat besteht aus den Drüsen und Gefäßen, welche, unfern Untersuchungen nach, zum lymphatischen Systeme gehören. Er stellt sich nun deshalb als eine gewundene Kette von mit Schraubensindnen versehenen Canälen dar, weil er zwischen den Blasen des bläschenförmigen Apparats liegt, welche letztere wegen der darin secretirten Flüssigkeit mit selbstständigen geschlossenen Wandungen versehen seyn mußten. Man kann diesen Apparat, zusammengenommen, als eine gewaltige Lymphdrüse betrachten, deren Volum etwa $\frac{1}{2}$ derjenigen der Milch gleich kommt, und die in unzählige mikroskopische Drüsen zerfällt, welche durch Schnuren von derselben Substanz miteinander verbunden sind, sich durch den ganzen Umfang der Milch verbreiten und die Bläschen überall umgeben, so daß es scheint, als ob jeder der beiden Apparate seine Functionen nicht ohne den andern ausüben könne. Diese Ansicht wird übrigens auch dadurch bestätigt, daß die Lymphgefäße, welche von den Drüsen *) und dem Systeme von Nerven und Haargefäßen kommen, in den drüsenförmigen Apparat eintreten.

*) Des bläschenförmigen Apparats.

D. überfr.

6) Die Haargefäße besitzen in der Milz eigenthümliche Formen, durch die sie sich von der ihnen sonst im ganzen Circulationsapparate zukommenden Bildungsweise unterscheiden.

7) Die Venen bilden, vermöge der Texturveränderungen, die sie in der Milz erleiden, einen Theil des Gewebes dieses Organs und nehmen an dessen Functionen Theil.

Auch die Lymphgefäße erscheinen nicht nur als zum Fortleiten einer Flüssigkeit dienende Canäle, sondern zugleich als Organe, denen die Verarbeitung der Flüssigkeit obliegt. Wie werden im Verlaufe dieser Untersuchungen sehen, daß die Modificationen in der Textur der Gefäße, vermöge deren letztere sich den Organen anpassen und an deren Functionen Theil nehmen, sich in sehr ausgebreiteter Weise im ganzen Organismus wiederfinden.

8) Die anatomischen Elemente der Milz sind bei allen Säugethieren dieselben. Indes sind in dieser Beziehung zwischen dem Menschen und dem Thiere immerhin bedeutende Verschiedenheiten vorhanden, welche mir andere Organe, z. B., die Lunge oder Nieren, nicht im gleichen Grade darzubieten scheinen. Bei der menschlichen Milz findet man in allen Einzelheiten die größte Genauigkeit, Vollendung und Verleibfälligkeit, so daß, im Vergleich mit derselben, die weit einfachere Milz der Thiere beinahe als rudimentär erscheint.

9) Was die erwähnte Aehnlichkeit zwischen der Milz und den Lymphdrüsen betrifft, so läßt sich auf der einen Seite, in Bezug auf die anatomische Structure, die Milz als eine gewaltige lymphatisch-sanguinische Drüse bezeichnen, auf der andern aber auch eine in den allgemeinen Blutumlauf gezogene, so stark mit Blutgefäßen versehene Lymphdrüse gemissermaßen als ein Rosenkranz von kleinen Milzen betrachten, die über verschiedene Stellen des lymphatisch-sanguinischen Circulationsapparats vertheilt sind. Bei der Untersuchung der innersten Structure dieser Drüsen werden wir sehen, wie die rüchlich des drüsenförmigen Apparats der Milz in die Augen springende Gleichartigkeit jener beiden Arten von Organen sich auch in Betreff des bläschenförmigen Apparats der Milz rechtfertigen läßt, indem die inneren Canäle der Lymphdrüsen demselben in der Organisation sehr nahe kommen. (Comptes rendus des séances de l'Ac. d. Sc. T. XIV., No. 17., 25. Avril 1842.)

Ueber die electrischen Erscheinungen des Zitterrothens.

Ausgezogen aus einer von Herrn Santeleschi dem wissenschaftlichen Congresse zu Florenz am 29. September 1841 vorgelesenen Abhandlung.

Die Pacific Academie der Wissenschaften drückte bei Gelegenheit der von Herrn Matteucci über den Zitterrochen angeführten Versuche *) den Wunsch aus, daß dieselben

den von den Physikern, welche dazu Gelegenheit hätten, wiederholt werden möchten. Ich theilte ihr daher eine kurze Uebersicht der Versuche mit, die ich mit 36 dieser Fische (Torpedo Galvani) in den Jahren 1840 und 1841 angestellt habe. Bei meinen Experimenten wandte ich ein gewöhnliches Nebelisches Galvanometer an, wo die beiden Enden des Verbindungsdrahtes an zwei Platinablätter mit hölzernen Griffen gelöhret waren.

1) Lebender Zitterrochen.

A. Ohne bemerkbare Entladungscontractionen.

a. Alle Stellen des Zitterrothens sind, im Vergleich mit sämtlichen Punkten des Laudes, positiv electrisch.

b. Alle Punkte der Haut des Rückens, welche dem Kopfe des Fisches am nächsten liegen, sind, im Vergleich mit den entferntern, am Stärksten positiv. Dergleichen sind die dem Kopfe benachbarten Theile der Unterleibes stärker negativ, als die entferntern. Die Abweichungen betragen bei diesen Versuchen 5 bis 6°.

B. Auch bei der Entladung des Zitterrothens sind die Resultate der Art noch dieselben, aber die Abweichungen sehr bedeutend, was mit den von Herrn Matteucci erlangten Resultaten übereinstimmt.

Wenn der Fisch eine bedeutende Lebenskraft besitzt, so sühlt man die Entladung, man mag nun einen Punkt des Körpers berühren, welchen man wolle; allein in demselben Maße, wie die Lebensfähigkeit abnimmt, beschränkt sich, wie Herr Matteucci richtig beobachtet hat, die Region der fühlbaren Entladungen auf die den electrischen Organen entsprechenden Stellen. Die Entladungen wiederholen sich zuweilen mit sehr großer Geschwindigkeit, und adern dann, wie Herr Matteucci ebenfalls angiebt, die Abweichungen sehr bedeutend.

Die Zittern der Entladung lassen sich mittelst des Galvanometers erkennen, ohne daß die Platinablätter den Fisch unmittelbar berühren. Man bemerkt dieselben ebenfalls, wenn die Platinanoden in das Wasser eintauchen, in dem sich der Zitterrochen befindet, oder wenn man die beiden Rückens des Fisches mit den Händen berührt. Alle diese Umstände bestätigen nur Dasjenige, was Herr Matteucci umläufig rüchlich der außerordentlich starken Verbreitung der electrischen Entladung des Zitterrothens ertrübt und in dem Archive des Herrn De la Rive (Bibliothèque universelle de Genève) mitgetheilt hat. Ich habe die von ihm erlangten Resultate, nach welchem der Fisch seiner Entladung eine beliebige Richtung nicht erteilen kann, überall richtig gefunden. Auf die Muskelcontractionen des Fisches erfolgen nicht in allen Fällen electrische Entladungen, was sich an matten Exemplaren sehr leicht wahrnehmen läßt, und woraus sich ergibt, daß die electrischen Organe nicht in der Weise fungiren, wie Volta vermuthete. Die Richtung der Entladung des Zitterrothens ist, selbst wenn die beiden Ablätter des Galvanometers zwischen die Haut und die Oberfläche des electrischen Organes eingeführt sind, stets dieselbe. Auch diese Beobachtung verdankt man Herrn Matteucci, der sie neuerdings bestätigt hat.

*) Bergl. u. A. No. 185. S. 129. b. Bl.

Nach Bloslegung des Gehirns des lebenden Zitterrochen habe ich gefunden, daß die einzige Portion dieses Organes, die man nicht beseitigen kann, ohne daß die electriche Entladung für immer aufhöret, der von Herrn Matteucci entdeckte electriche Lappen ist. Meinen anatomischen Untersuchungen zufolge, ist dieser Lappen eine Anschwellung des verlängerten Marks, aus der die Nerven des fünften und achten Paares hervorgehen.

Sobald der Zitterrochen todt ist, nimmt die Strömung eine Richtung an, welche der während des Lebens des Fisches zu beobachtenden entgegengesetzt ist. Allein die Kennzeichen der Strömung sind dann sehr schwach, und um sie etwas erkennbarer zu erhalten, muß man die Blätter des Galvanometers zwischen die Haut und die Oberfläche der electriche Organe einstecken. (Comptes Rendus des séances de l'Acad. d. Sc. T. XIV. No. 13, 28. Mars 1842.)

Miscellen.

Küchlichlich des Transports von mineralischen Stoffen durch verschiedene Flüssigkeiten mittelst Electricität trug Herr Andrew Croffe der Electrical Society in London am 17. Mai dieses Jahres einige höchst interessante Beobachtungen vor. Herr Croffe setzete Pfeifenzen zur Consistenz von Kiet zusammen und beachte die Masse in ein Stück Kalkstein und eine Wuschel, das Ganze aber in ein Becken. Hierauf machte er eine Mischung von gepulvertem Sande und schwefelsaurem Eisen, die er über den Pfeifenzen legte, und nachdem er das Becken mit Wasser gefüllt, ließ er Alles viele Monate lang stehen. Etwas Kehnliches hatte er in der Natur beobachtet, nämlich Mulsien und Kreide, welche mit einer Kruste von schwefelsaurem Kalk überzogen waren. In der Hoffnung, daß die Resultat auf künstlichem Wege zu erlangen, ward dieser Versuch angestellt, und wirklich fand Herr Croffe, daß die Wuschel und der Kalkstein an Gewicht verloren und sich um beide Krystalle von schwe-

ffelsaurem Kalk bildeten. Herr Croffe ist sehr überzeugt, daß zwar viele mineralische Producte ihre Entstehung der directen Einwirkung electriche Strömungen verdanken, dennoch aber die meisten von ähnlichen Processen, wie der vorerzähnte, herrühren, in dem nämlich durch die langsame und fortgehende Thätigkeit der electriche Brennstoffe und Anziehung verschiedene Particülen der Körper sich aneinanderheften. Nur darin wich dieser Versuch von dem Naturproceß ab, daß das Wesen, in welchem derselbe angestellt wurde, nicht porös war. Bei dieser Gelegenheit machte Herr Croffe die für die Electropneus wichtige Bemerkung, daß der Niederschlag unter der Einwirkung des Voltaismus sich weit schneller in porösen Gefäßen bildet, so daß das schwefelsaure Kupfer langsam durchdringen kann. Hierauf beschrieb er, unter Anderem, einen Versuch, wo ein Sovereign demmittelst eines ähnlichen Processes, wie der beschriebene, in massivem Wärmee abgeformt wurde, und bei einer andern Einrichtung des Apparats ward ein mit dem positiven Pole der Batterie in Verbindung stehendes Glasfläschen vergoldet. Der Versuch ist sehr davon überzeugt, daß sich alle Mineralien, selbst Coalksteine, durch Electricität darstellen lassen. Die Versen hält er für nichts weiter, als durch Electricität verhärtete abwechselnde animalische und mineralische Schichten. „Bei einem der Versuche ward eine außerordentlich schöne Gruppe völlig ausgebildeter Acanthi entwickelt, deren Entstehungsart noch immer ein Hauptgegenstand der Untersuchungen des Herrn Croffe ist.“ (London, Kalab. and Dublin Philos. Mag. July 1842.)

Ueber Lichtbilder in der Finckernis enthält ein Schreiben des Hrn. A. v. Humboldt an Hrn. v. Ritterm in Wien. „Das Wunderbache der neuen Physik sind Moser's (in Königsberg) nur noch unvollkommen bekannt gewordenen Versuche: Lichtbilder in Finckernis hervorzuheben. Auf eine mit vielen gravirten Figuren versehenen Akatplatte wurden schmale Silberstreifen gelegt und diese auf die Silberplatte so, daß die Entfernung zwischen den beiden Oberflächen $\frac{1}{2}$ Linie betrug und ein bequemes Finckernis erlaubt. Als nach einigen Stunden die Silberplatte in die Luftpumpen überbracht wurde, zeigte sich ein deutliches Bild aller auf der Akatplatte befindlichen Figuren. Diese Versuche geschahen in tiefer Finckernis. Wenn zwei Körper hinreichend geschleht werden, so bilden sie sich aufeinander ab. Jeder Körper ist als selbstleuchtend zu betrachten, auch da, wo unsere Seheorgane nicht erzeugt werden.“ (Voggenreiff's Annal, Bd. 56.)

H e i l k u n d e .

Ueber das Opiumrauchen der Chinesen.

Von G. S. Smith, Esq.

Der Westminster Medical Society zu London am 12. Februar 1842 von Dr. J. Johnson mitgetheilt.

Zubereitung des Opiums zum Rauchen. — Ursachen der allgemeinen Verbreitung des Opiumrauchens. — Verfahren beim Rauchen. — Beschreibung eines Rauchlabens. — Wirkungen des Opiums auf den Raucher. — Einfluß des Gebrauchs auf die Gesundheit, Kraft und Lebensbeschaffenheit des Chinesen. — Anmerkung des Dr. Johnson.

Pulo Penang in der Straße von Malacca.

Die große Verbreitung dieses Lasters auf der Insel Pulo-Penang und den benachbarten Inseln und Küstenlän-

den, sowie die beinahe vollständige Unmöglichkeit, dasselbe, wenn man sich ihm einmal ergeben, sich wieder abzugewöhnen, eröffnet der ostindischen Compagnie eine unverstehbare Erwerbsquelle, da jene das Monopol aller den Betrag einer ganzen Kiste nicht erreichenden Quantitäten Opiums, sowie des Areaks, Sirih, Toddy, Bang und anderer brauchenden Getränke ausübt. Der jährliche Durchschnittsertrag dieses Monopols, oder dieser sogenannten „Pacht-Einkünfte“, betrug in den letzten zehn Jahren 4,822 Pfd. Sterling. Außerdem wird eine gewaltige Quantität Opiums eingeschmuggelt. Zur Bereitung des sogenannten Tschandu (der zum Rauchen angewandten Composition) bedient sich der Pächter mehrertheils des Opiums von Benares, wegen dessen Schwere und Wohlfeilheit; allein die Raucher geben dem von Patna den Vorzug, weil dasselbe besser riecht und dabei stärker und nachhaltiger wirkt.

Das Tschandu (Chandoo) wird folgendermaßen zubereitet. Zwei Kugeln sind diejenige Quantität, die man auf einmal bequem verarbeiten kann. Der weiche innere Theil der Opiumkugel wird aus derselben herausgenommen und die harte Kruste in weichem Wasser gekocht, dann aber durch einen Kattunlappen gefeilt. Die Flüssigkeit läßt man in einem breiten Gefäße abrauchen und säumt dabei alle an die Oberfläche steigenden Unreinigkeiten ab. Ebenso verfährt man mit dem aus der Kugel genommenen weichen Theile des Opiums, und nachdem man Alles miteinander vermengt und bis zur Consistenz eines Zeiges abgedampft hat, breitet man es in dünne Kuchen aus, die man, sobald sie erkaltet sind, in dünne Streifen schneidet. Diese werden dann gründlich, abermals in Wasser aufgelöst und abgedampft, und endlich zu Kugeln verarbeitet, welche sich ziemlich wie Schußkugeln ausnehmen. In diesem Zustande eignet sich das Opium, welches nun wenigstens die doppelte Kraft des rohen hat, zum Rauchen. Das einmal gerauchte Tschandu hat seine Kraft nicht gänzlich eingebüßt, sondern wird aus dem Pfeifenkopfe genommen und heißt nun Tei-Tschandu (Tye-Chandoo) oder Opium-Dreck. Man macht daraus Pillen, welche von Leuten, die zum Tschandu-Rauchen nicht reich genug sind, genossen werden.

Auf Penang rauchen die Chinesen, Malaien und einige wenige, andern Nationen angehörende Individuen, namentlich die dort geborenen Portugiesen, Opium. Man hat berechnet, daß von den Chinesen 10 Proc., von den Malaien $2\frac{1}{2}$ Proc. und von den übrigen Eingeborenen 1 Proc. dem Kaiser ergeben sind. Die ärmern Classen rauchen in den eigens zu diesem Zwecke eingerichteten öffentlichen Läden, die reichen dagegen in ihren Privatwohnungen. Der Gebrauch beschränkt sich fast durchaus auf Personen männlichen Geschlechts, und nur wenige lächelnde Weibspersonen nehmen an demselben Theil. Ein angeberner Raucher ist nicht im Stande, täglich mehr, als 5 bis 6 Gran zu consumiren, während alle Practici bis 290 Gran verbrauchen.

Die Ursachen, welche auf die Verbreitung dieses gräulichen Laßers unter den Chinesen hinwirken, sind: 1) deren außerordentlicher Hang zur Geselligkeit und Leppigkeit. In China hat jeder Wohlhabende in seinem Hause einen elegant möblirten Saal, in welchem er seine Freunde mit Tschandu u. bewirthet. Dort wird Jedem eine Pfeife angeboten, und so nehmen Viele aus Neugierde oder Höflichkeit einen verderblichen Gebrauch an, den nur Wenige je wieder los werden können. 2) Gestatten Eltern ihren Kindern diesen Genuß, vermuthlich, um sie von noch abentheuerlichen Laßern abzuhalten, zu denen wohl kein Volk auf Erden größere Neigung hat, als das Chinesische. 3) Ergeben sich sehr viele Jünglinge dem Opiumrauchen aus dem, angeblich durch die Erfahrung bewährten, Glauben, daß dadurch das Vergnügen bei der Befriedigung des Geschlechtsvertriebes erhöht und verlängert werde. Dennoch giebt Jedermann zu, daß die Opiumraucher weit früher impotent werden, als andere Leute. 4) Dient der Opiumlaßer bei schmerzhaften und unheilbaren Krankheiten, bei körperlichen und geistigen Leiden aller Art, bei Unglücksfällen in Han-

delsgeschäften oder andern Calamitäten, als eine Zufluchtsstätte, wo sich der Unglückliche, wenigstens auf kurze Zeit, aller Schmerzen, irdischen Sorgen und geistigen Qualen entschlagen und eines unbeschreiblich angenehmen Gefühls von Unbekümmertheit um Alles in der Welt theilhaftig werden kann. Die Malaien glauben feil und fest, durch das Opiumrauchen erlangen sie einen übernatürlichen Muth und eine unbewindliche Körperkraft, daher sie, so oft sie irgend eine vorzeigliche That beabsichtigen, die Opiumpfeife zur Hand nehmen.

Man kann sich keinen erdümlichen und elsthaften Ort denken, als ein solcher Rauchladen es ist. Die Locale sind von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends offen, und in jedem befinden sich 4 bis 12 Betten aus Bambusrohr, auf denen schmuckige Matten und Kattan's liegen. Oben an jeder Bettstelle steht ein schmaler hölzerner Esstisch, der als Kissen dient, und mitten in dem Laden brennt eine kleine Lampe, die zum Anbrennen der Pfeifen dient und durch die etwasthabe Spielzeuge ihr düstres Licht verbreitet. Auf einem alten Tische erhebt man einige Tassen und einen Theekessel, nebst einem Wasserkrug, deren sich die Opiumraucher nach Belieben bedienen. Zur einen Seite der Thüre sitzt der Unterpächter oder Schenkwirth mit Tschandu, Pfeifen u. zur Bedienung seiner Kunden. Der Raum ist mit Rauch und vielen andern Dünsten erfüllt, die den Gerucheneren eines Europäers höchst unbehaglich sind. Die Pfeife besteht aus einem Rohre und einem Kopfe; ersterer aus hartem, schwerem Holze, ist 14 Zoll lang, hat $3\frac{1}{2}$ Zoll im Umfange, und ist von dem Mundstücke bis zum Kopfe, wo sich eine Art von Raps zum Sammeln des Tei Tschanduo befindet, durchbohrt.

Die Raucher gesellen sich mehrertheils paarweise zusammen und liegen auf den Betten, während ihr Kopf auf dem hölzernen Esstisch ruht. Sie geben auf folgende Weise zu Werke. Zuerst steckt einer der Rauchbrüder ein Stück Tschandu an die Spitze einer kurzen eisernen Nadel, brennt dasselbe an der Lampe an und hält es an die kleine Oeffnung des Kopfs, welche mit dem Hündelche einer Flinte viel Aehnlichkeit hat. Nachdem er einige Züge gethan, zieht er die Pfeife seinem Gefährten, welcher seinerseits ein Stück Tschandu an der Lampe anzündet, und so fahren sie fort, abwechselnd zu rauchen, bis sie zufriedengestellt sind, oder kein Geld mehr haben, um der herausgehenden Substanz zu kaufen. Den Rauch läßt man immer durch die Nase ausströmen, und alte Raucher ziehen ihn sogar in die Lunge, bevor sie ihm die Freiheit gönnen.

Während des Rauchens sind die Leute anfangs geschwätzig und im lebhaftesten Gespräche begriffen; allein wenn das Opium stärker wirkt, hört die Unterhaltung auf, und der Raucher bricht dann oft über die geringfügigste Sache oder ohne alle erkennbare Ursache, welche wohl lediglich in dem durch die aufgeregte Phantasie veranlaßten sonderbaren Ideenänge zu suchen ist, in ein lautes Gelächter aus. Im nächsten Stadium wird das Gesicht des Rauchers völlig nichtsagend, bloß und eingefallen, so daß er dem eines Fieber-Reconvalescenten gleicht. Er liegt, wie todt, da und

verfällt in einen tiefen Schlaf, welcher $\frac{1}{2}$ bis vier Stunden dauert. Der Puls ist dann weit langsamer, weicher und kleiner, als vor dem Genuße des Opiums. Auf diese Weise gestalten sich die Dinge bei dem Chinesen fast ohne Ausnahme. Bei dem Malaien verhält sich die Sache dagegen oft ganz anders. Statt vor dem tiefen Schlafe in eine allgemeine Abgeschlagenheit zu verfallen, wird der Malale häufig furchtbar heftig und steifschädlich, so daß Morde bei diesen gräßlichen Dingen nicht selten vorkommen.

Man bedient sich des Tschandu auch zuweilen zum Selbstmorde, wogegen man es, wegen seines starken Geschmacks und Geruchs, zum Verajßen Anderer nie anwendet. Durch das Rauchen des Tschandu in noch so starken Dosen scheint nie der Tod plötzlich herbeigeführt zu werden. Hat man in dieser Form eine ungewöhnlich starke Quantität Opium genossen, so erfolgen Kopfweh, Schwindel und Ekel, die sich nach dem Erbrechen wieder allmählig verlieren.

Hat sich Jemand einmal das Opiumrauchen angewöhnt, so hält es äußerst schwer, daß er diesem Laster widerentsagt. Indes hat man doch viele Beispiele, wo es der Willensstärke gelungen ist, über die böse Gewohnheit Herr zu werden. Unter solchen Umständen ist es sehr gefährlich, sich einem Opiumladen zu nähern, da der Geruch des Tschandu eine ungewöhnliche Begierde nach dessen Genuß erweckt. Auch darf man das Opiumrauchen nicht plötzlich aufgeben, ohne irgend ein Surrogat an dessen Stelle treten zu lassen, weil daraus die gefährlichsten, ja tödtlichen Folgen entspringen würden. Das beste Surrogat ist die Tinctur von Tei-Tschandu (welche etwa $\frac{1}{2}$ der Stärke des Tschandu selbst besitzt), welche mit Lamsu oder Reisbranntwein bereitet wird, und von der man immer kleinere Dosen nimmt, bis man sich dieselbe ganz abgewöhnt hat.

Durch lange Fortsetzung des Opiumrauchens wird die Gesundheit und Moralität des dem Laster ergebenden Menschen, namentlich wenn er einer der niederen Volksclassen angehört, untergraben und gestört, und arme Opiumraucher treten vor keinem Verbrechen zurück, durch dessen Beachtung sie sich die Mittel zur Fortsetzung ihrer Angewöhnung zu verschaffen hoffen.

Die Hospitalär und Armenhäuser sind größtentheils mit Opiumrauchern gefüllt. In einem der erstern, das unter meiner Aufsicht stand, waren im Durchschnitt 60 eingeborne Patienten und unter diesen 50 Opiumraucher. Die schädlichen Wirkungen dieser Gewohnheit auf den menschlichen Organismus äußern sich auffallend durch Stumpfheit, Verlust des Gedächtnisses, allgemeine Schwächung der geistigen Kräfte, Abmagerung, Kraftlosigkeit, Blässe des Gesichtes, Blauwerden der Lippen und Augenlider, Mattheit und Glasigkeit der Augen, und Abwesenheit oder krankhafte Veränderung des Appetits, indem der Patient fast nichts genießen will, als Confect und Zuckerrohrstafel. Des Morgens sehen diese Geschöpfe wahrhaft jämmerlich aus, und der Schlaf scheint sie in keiner Weise erfrischt oder gestärkt zu haben. In der Nacht fühlen sie eine außerordentliche Trockenheit und ein Brennen, welches sie zum abermaligen

Opiumrauchen antreibt. Thun sie dies nicht zur gewöhnlichen Zeit, so stellen sich Hinfälligkeit, Schwindel, Stumpfheit, Augentriefen, sowie bei Wunden im wüthig wachen Zustande unwillkürlicher Saamenausfluß ein. Enthalten sie sich des Opiumrauchens gänzlich, so treten noch weit bedeutendere Symptome ein: das Gefühl der Kälte über den ganzen Körper, heftige Schmerzen in allen Theilen; Durchfall unbeschreiblich gräßliche Empfindungen und, wenn der Genuß des Giftes versagt bleibt, der Tod.

Man hat allgemein bemerkt, daß die Kinder der Opiumraucher schwächlich, krüppelig und gleichsam abgeleert sind. Uebrigens scheint es nicht, als ob die wüthigenden Chinesen denen übrigen nichts abgibt, in Folge des Opiumrauchens weniger lange lebten, wogegen dieses Laster den Armen so außerordentlich vordrückt wird. Ich habe viele Personen gekannt, die 60, 70 und mehr Jahre alt geworden sind, obwohl sie über dreißig Jahre lang dem Opiumrauchen vollständig ergeben gewesen waren. Bekanntlich war der jetzige Kaiser von China selbst viele Jahre lang ein leidenschaftlicher Opiumraucher; allein durch die Festigkeit seines Willens gelang es ihm, sich des Lasters zu entwehnen, und seitdem verfolgt er dasselbe mit unerbittlicher Strenge an Andern. Er verhängte die strengsten Strafen über die Raucher, Verkäufer, Einführer und alle diejenigen, die sich mit dem Opiumhandel in irgend einer Weise befaßten, und da Alles nicht anging, so setzte er die Todesstrafe auf das Opiumrauchen. Was man auch zu Gunsten des Opiumhandels und gegen die Politik und Gerechtigkeit des Kaisers von China vorbringen mag, so bin ich doch innerlich überzeugt, daß er bei seinen Verordnungen das wahre Wohl seiner Unterthanen im Auge hatte und ein Laster ausgrütelte, welches den Ader, den Geist und die sittliche Würde der ihm Ergebenen zugleich zerstört. Dagegen handelt die Regierung (die Beamten), nach ganz andern Gesinnungen, aus den eigennützigsten, freisten, selbsterregten Motiven. Es ist notorische Thatfache, daß viele, ja wohl die meisten zur Verhinderung der Einfuhr und des Einschmuggels des Opiums bestellten Beamten selbst Opiumesser und Opiumraucher sind und folglich den Händlern durch die Finger sehen und sich von ihnen mit Opium oder klingender Münze bescheiden lassen. Man weiß jetzt genau, daß in vielen der südlichen Provinzen des Chinesischen Reichs selbst der Opiumbau in sehr ausgedehntem Maßstabe betrieben wird, ohne daß die Localbehörden denselben zu hindern suchen, und wahrscheinlich, ohne daß der Kaiser je etwas davon erfährt. Die Neigung zum Opiumrauchen ist in China so allgemein und so unabweislich geworden, daß auch die blutdürstigste Gesetzgebung dieselbe nicht mehr zurückdrängen vermag. Auf Penang haben die höchsten Böhle die Opiumgier nur vermehrt und, was das Schlimmste ist, die Zahl der Mordthaten, die begangen werden, um die Mittel zur Anschaffung des Giftes zu erlangen, auf's Vierfache erhöht.

Bemerkung des Dr. J. Johnson

Vorstehender Aufsatz ward der Gesellschaft theils wegen seines interessanten und größtentheils neuen Inhalts, theils

aber auch deshalb vorgelegt, weil ich einige practische Rathschläge an denselben zu knüpfen gedachte.

1. Wird man, meines Erachtens, zugeben, daß der Chinesische Gebrauch, Opium durch Rauchen und Einathmen zu genießen, die eigenthümlichen depressirenden Wirkungen dieses narcotischen Giftes in höherem Grade und schneller zu Wege bringt, als wenn man dasselbe in den Magen einführt.

2. Läßt sich, meiner Ansicht nach, kaum bezweifeln, daß diese Wirkungen hauptsächlich, wo nicht durchaus, durch das Nerven-system und nicht durch die Verdauungswege, Absorption und Circulation veranlaßt werden.

3. Scheint es nicht, als ob das gelegentliche oder vorübergehende Opiumrauchen der Constitution nachtheiliger oder gefährlicher sei, als das Essen von festem oder aufgelöstem Opium. Ich glaube vielmehr, daß Jenes weniger schädlich wirkt und die Functionen des Magens, Darmcanals und der Leber weniger stört, als wenn das Gift unmittelbar in den Nahrungskanal eingeführt wird.

4. Der zur Gewohnheit gewordene übermäßige Genuß des Opiums, bei welchem dasselbe offenbar den Körper vergiftet, giebt keinen Grund gegen dessen gelegentliche Anwendung als Arzneimittel ob.

5. Wird man die Folgerichtigkeit obiger Bemerkungen zu, so sehe ich nicht ein, weshalb wir das Chinesische Verfahren beim Einathmen des Opiumrauchs bei gewissen Schmerzhaften und gefährlichen Krankheiten, wo die gewöhnliche Anwendung des Opiums sich nicht genöthigt oder für die Functionen der Verdauungsorgane störend zeigt, nicht nachahmen sollten. Offenbar läßt sich durch in den Magen eingeführtes Opium nur sehr selten jener tiefe Schlaf und jene Unempfindlichkeit gegen alle körperliche und geistige Leiden herbeiführen, welche sich, wie wir eben gesehen haben, durch das Einathmen des Opiumrauchs und dessen directe Einwirkung auf das Gehirn und die Nerven erreichen lassen. Ließe sich also das Chinesische Verfahren nicht bei Tetanus, Wasserscheu, Gesichtsschmerz, heftigen Krämpfen und andern sehr schmerzhaften Krankheiten in Anwendung bringen, gegen welche das auf die gewöhnliche Weise genommene Opium wenig vermag?

Die verschiedenen Morphinepräparate ließen sich aus einer gewöhnlichen (schönem?) Tabackspfeife leicht rauchen, und man würde dadurch die kräftigsten Wirkungen binnen sehr kurzer Zeit zu Wege bringen, ohne daß die Medicin wieder ausgebrochen und dadurch deren Einwirkung auf das Gefäßsystem und das ganze Nerven-system verhindert werden könnte. (The Lancet, Febr. 19., 1842.)

Ueber künstliche Climate.

Von J. Jeffrey.

Zur Behandlung chronischer Lungenkrankheiten und acuter Affectionen der Lunge zeigt Jeffrey zunächst die Wichtigkeit der unmittelbaren Application durch Einathmung von Arzneimitteln, welche ohne mittelvermittelte ununterbrochen stattfinden müßten. Diesem ist die atmosphärische Behandlung solcher Krankheiten.

ten. Er weicht daher von den Inhalations-Apparaten des Dr. Corrigan und Dr. Williams ab, hält auch das Verfahren des Erstern, in einem kleinen Zimmer die Luft durch Verdampfung der Sulfung mit dem Aërummittel zu schwächen, nicht für völlig kommen geeignet. Er schlägt dagegen vor, mittelst eines luftdichten Vorhangs einen Theil des Krankenzimmers von 4 bis 5 Fuß abzutheilen, in welchen Raum der Kopf des Kranken hineinragt, während der Körper sich in dem Krankenzimmer befindet, wobei weiches, wasserreiches Zeug um den Hals herum befestigt werde, an welchem eine Falte angebracht sein muß, welche die sich wieder schließenden Fingerringe ableitet, damit der Hals nicht naß werde. Der geschlossene Raum kann durch Aërummittel wiederum für den Kopf jedes einzelnen Kranken abgetheilt werden. Jede solche Abtheilung sollte nicht weniger als 200 Kubfuß halten, obwohl die künstliche Atmosphäre beständig zu erneuert ist, indem man sie eben einströmt und unten herauszieht. Wäre die Abtheilung nicht geräumig, so würde ein unangenehmer Zug zu fühlbar sein. Um diesen zu vermeiden, wäre zu empfehlen, daß man die Luft durch eine kalte Drethe des Zimmers oder ein Zeit von offenem Canals hindurchdrühte, dadurch wird sie vertheilt und kann reichlich erneuert werden, ohne bemerkbaren Zug zu veranlassen. Die Atmosphäre muß durch einen Apparat bereit werden, welcher feuchte Luft von unten durch Zeichnungen einzieht, welche durch mehrere immer feuer widerstandsfähige Gabeln sind, um alle mechanische Beimischung der Luft abzuhalten. Die Wichtigkeit dieser Vorrichtung wird hier einsehen, der den Luftreinigungsapparat von Herrn Davidson in der Stadt von England sehen hat. Die Ringe der Unreinigkeiten der Luft, welche durch einen solchen Apparat abgesehen werden, ist erscheinend, und es muß jedem Letzte klar sein, wie wichtig es sei, Lungenkranke vor dem Einathmen dieser Beimischungen zu bewahren.

Der Apparat muß noch eine Vorrichtung haben, um einen Theil der zu geringeren Luft zu einem beliebigen Temperaturgrad (unter 80° R.) zu erhitzen und einen andern Theil der geringeren Luft in kaltem Zustande hinzuzubringen, und zwar in solchem Verhältnisse, daß die entsprechende Temperatur verlangt und die Feuchtigkeit aus der heißen Luft niederschlagen wird, um einen warmen Nebel zu bilden. Durch den letzten Theil des Apparats können auch Temperaturerwartungen berichtigt werden, welche durch ungleiche Wirkung des Heizapparates eintreten könnten. Die gemischten Ströme reiner Luft haben eine zu hohe Temperatur und müssen nun auch durch die Wölken eines sehr lockern Nebels und dicken Baumwollendünen durchgehen, welches zwar durch Kochen in einer kalten Mischung von allen fettigen Theilen befreit ist, damit es umgebender Wasser absorbieren könne. Ein solches nebligem Zug gibt Feuchtigkeit sehr bequemer an, und hat eine so beträchtliche capilläre Wirkung, daß, wenn der untere Rand in Wasser taucht, die ganze Fläche $\frac{1}{2}$, oder bei einiger Feuchtigkeit $\frac{1}{4}$ Fuß hoch feucht gehalten wird. Diese Methode des Feuchtmachens der Luft ist besser, als die, wann man sie heiße Luft aus über heißes Wasser hindurchzieht, oder, wann man Dampf einströmt, indem bei beiden letzten Arten entweder zu wenig Feuchtigkeit oder zu viel Hitze in den Raum gelangt. Dieses feuchte Reg wird auch nicht den Vortheil haben, aus der einströmenden Luft Theilchen zu entfernen, welche durch die trockenen Filtermatten aus Wasche nicht zurückgehalten wurden, oder von der Feuchtigkeit angezogen werden; es werden dadurch auch manche Gase condensirt werden, von denen die Feuchtigkeit den größten Theil und das verunreinigte Wasser den kleineren Theil zurückhalten würde. Würde man mehrere solche feuchte Wege hintereinander anwenden, so wäre man sicher, die Reinigung der Luft bis zu dem Punkte zu bringen, daß die Staubluft in Kontakt verwandelt wird. Auf diese Weise hat jedenfalls die einströmende Luft den gehörigen Grad Feuchtigkeit und enthält die für den Respirationarcum erforderliche Temperatur, je nach Umständen zwischen 8 bis 50° R., was bei feuchter Luft ein hinreichendes Speculum wäre. Auf gleiche Weise könnte man jeden beliebigen Grad von Feuchtigkeit gewinnen, wobei entweder nach Vertheilung in den Lungen Respiration, oder nicht mehr oder sich genügen kann. Es ist hier die Aufgabe, nicht nicht eine gefälschte feuchte

Atmosphäre anwenden zu können, sondern auch eine, in welcher Bläschen niederschlagener Dämpfe, also warmer Nebel enthalten seyn, so daß der abstrahirenden Lungenfläche Feuchtigkeit bargeboten wird, während die Exhalationsfläche nicht abgeben kann. In dieser Beziehung läßt sich insofern vor der Hand noch kein sicheres Urtheil fällen, denn wenn wir berücksichtigen, wie verschieden die Wirkung der Äther bei geringen Temperaturverhältnissen seyn, so läßt sich schon a priori behaupten, es sey nothwendig, zur Erzielung der vorerwähnten Behandlung noch eine Reihe von Experimenten anzustellen, aus welchen man allmählich Regeln erst ableiten könnte. So möchte es bei symptomatischen Fiebern nicht schonenwerth erscheinen, allmählig die Wärme der zu respirirenden feuchten Luft zu vermindern, damit der Ueberfluß an ätherischer Wärme entfernt werde. Auf diese Weise könnte man allmählig zu Temperaturgraden gelangen, welche pflöglich, oder in Form eines Zugwinds auf keine Weise zu erlangen wäre. Dies ist jedoch nur Vermuthung; zweckmäßiger wäre es vielleicht, die Körperoberfläche kühl zu halten, während man eine warme Luft einathmen ließe. Zu diesem Zwecke ist es von Wichtigkeit, den Raum, in welchem der Kranke atmet, von dem, in welchem der Körper liegt, zu trennen, damit Lungen und Haut verschiedenen Atmosphären ausgesetzt werden können; häufig ist eine warme Fomentation eines entzündeten Theiles sehr beruhigend und wohltätig, während ein allgemeines Bad von derselben hohen Temperatur das Fieber beständig steigern würde. Außerdem kann durch Beförderung der Exhalation auf der Hautfläche auch die Abstrahlung auf der Lungenfläche befördert werden, besonders bei beschädigter Antimonialbehandlung. Wie entgegenge setzt wirkt nicht die Congelation gegen die Lungenflächen mit feberhafte Constitution ihrer Gefäße, während die symptatische Fieberzeit der Haut nur bays bestrahlt, erhört noch mehr ausgetrocknet. Wer mich, z. B., überzeugen, daß bei Geopie die hier vorerwähnte Behandlungsweise von dem günstigsten Einflusse seyn würde, wenn man während des ganzen acuten Stadiums die Luftzuge des feinen Kranken reichlich und ununterbrochen mit einer reinen und geläutert feuchten Atmosphäre in Verbindung bringen würde.

Die atmosphärische Behandlung acuter Lungenkrankheiten, von diesem Standpunkte aus betrachtet, würde einen sehr wichtigen Gegenstand weiterer Untersuchung abgeben, obwohl hier nur einige der wichtigsten Punkte berührt worden sind. Versuche mit der feuchten Atmosphäre würden gewiß wichtige Wirkungen geringer Veränderungen des künftigen Clima's nachweisen, wenn dieselben sich und gleichmäßig einwirkten. Wie wichtig würden nicht Witterungsveränderungen und locale Luftbeschaffenheit auf den Verlauf der Krankheiten ein? (London med. Gaz., March 1842.)

Miscellen.

Acute Inflammation der Lungen zeigte Dr. Stokes in mehreren Präparaten der anatomischen Gesellschaft zu Dublin vor.

Der Verlauf vor dem Tode charakterisirte sich durch die Symptome der Pneumonie, jedoch mit der Eigenständigkeit, daß dieselbe nicht durch die gewöhnliche Behandlungsweise zu mildern war. Nach dem Tode fand sich nicht das gewöhnliche Aussehen frischer Exsudationen an den Lungen, sondern diese waren grau, außerordentlich gäh, nicht blühend beim Einschneiden, nicht mehr, trotz ohne die Mithridate acuter Hepatitis nach Pneumonie; überließ fand sich keine Spur von Empyem in der pleura, überhaupt kein Symptom der Pleuritis. Ähnliche Fälle sind Dr. Stokes mehrere vorgekommen, welche alle Dr. Corrigan's Ansicht bestätigen, daß es einen Zustand der Lungen gebe, wo alle Zeichen der Pneumonie vorhanden seyen, aber die antipneumonischen Mittel keine Hilfe leisten; die Patienten vertragen weder Aether noch Blutegel, noch irgend eine Art von Blutentziehung, das Erben ist nicht durch Mercur zu mildern. Der eine Fall war von einem Kinde, der andere dagegen von einem Manne, welche mehrere Jahre in Indien gewesen war, dort an der Leber gelitten haben sollte, und nach seiner Rückkehr nach England von einer Lungenentzündung befallen worden war. Bei der Behandlung bekam er eine festige Mercurialsalivation; alle angewendeten Mittel bewirkten keine Milderung, und der Tod erfolgte am achten Tage der Krankheit. Die Lunge war ebenfalls fest, schwer, saftlos, wie nach einer chronischen Pneumonie, welche Monate lang gebauert hätte. Es war keine Spur einer frischen Exsudation zu bemerken, und die Lungensubstanz war weber körnig, noch mehr, noch überhaupt zerdrückbar; auch fand sich keine Spur von Empyem in der pleura. Die Krankheit scheint also acute Induration von der gewöhnlichen Pneumonie unterschieden werden zu müssen, und Dr. Stokes betrachtet die Unterabtheilung beider Formen als etwas Neues in der Pathologie, da auch die Symptome beider Krankheitsformen ganz verschieden sind; charakteristisch scheint ihm der Mangel des crepitirenden Geräusches, welches bei jeder Pneumonie der Hepatitis vorausgeht. (Dublin Journ., March 1842.)

Neue Kupfodenlymphen in der Königlich-englischen Impfanstalt zu Berlin. Die Königlich-englischen Impfanstalt zu Berlin ist wiederum in Besize von genuiner Kupfodenlymphen gekommen (in den letzten zehn Jahren zum neunten Male), welche am 28. v. M. aus den in einem Dorfe der Ulster mark europäisch herrschenden Kupfodenlymphen und bereits mit dem besten Erfolge auf Kinder übertragen ist. In dem Dorfe selbst, so wie in dessen Umgegend, sind zur Zeit wieder vortheilhafte Krankheitsformen unter den Menschen, noch Epigoten anderer Art, z. B., Waue oder Klauenheute (bei der von dem Untere zeichneten persönlich angestellten Untersuchung), vorgefunden, mit welchen das Erscheinen dieser Kupfodenlymphen in Gausal-Verbindung gesetzt werden können. Die Direction des Anstalt ist erbeten, den Wissenschaftlern des In- und Auslandes von dieser neuen Schutzlymphen auf fränkete Annehmungen zu überlassen, in der Voraussehung, daß die besagte genuinste Mittheilung über die Ursache nicht der Impfung nicht ausbleiben werde. Berlin, 15. Juli 1842. Dr. Bremer.

Bibliographische Neuigkeiten.

Traité de chimie pathologique, ou Recherches chimiques sur les solides et les liquides du corps humain dans leurs rapports avec la physiologie et la pathologie. Par S. D. Herriérier. Paris 1842. 8.

Histoire du Somnambulisme chez tous les peuples, sous les noms divers d'extases, songes, oracles et visions; examen des doctrines théoriques et philosophiques etc. Par Aubin Gauthier. Paris 1842. 8.

Du cancer du rectum et des opérations qu'il peut réclamer, parallèle des méthodes de Littre et de Caillien pour l'anastomose. Par A. Vidal (de Cassis). Paris 1842. 8.

De la Gastrite et du régime alimentaire dans les maladies aiguës et chroniques des organes de la digestion; de l'emploi du musc dans la pneumonie et des constitutions médicales. Par Ar. Padiolcau. Chateaubriant 1842. 8.